

lydischen Kirchentonart gesetzt, während die Magnificatstimmen der mixolydischen Tonart folgen. Der nicht textierte Tenor könnte sich tonal als zweite Stimme auf das in der lydischen Tonart notierte „Ora pro nobis“ (folio 158 r.) beziehen; in der Seitenverteilung wäre dies allerdings ungewöhnlich und deswegen kaum akzeptabel. Sollte die Notiz „Sequitur eadem non tono iste“ vielleicht aus diesem Grunde eingetragen worden sein? Damit würde sich dann ein weiteres bisher nicht erkanntes zweistimmiges Stück in dieser sonst weitgehend einstimmig notierten Handschrift ergeben. — Eine Rezension der Faksimileausgabe ist nicht der rechte Ort, Berechtigung oder Nichtberechtigung eines solchen Interpretationsansatzes näher zu diskutieren. Es ist hier unbedingt darauf aufmerksam zu machen, daß sich bei der zweistimmigen Übertragung des Ora pro nobis mit dem Tenor erhebliche Schwierigkeiten ergeben. Es ist nicht auszuschließen, daß es sich bei dem Tenor um eine isolierte Einzelstimme handeln könnte. Die Problematik neben einer musikalisch plausiblen Interpretation aufgewiesen zu haben, ist Massenkeils Verdienst.

Im übrigen darf betont werden, daß die Mensuralnotation nicht erst in der Abteilung der Cantiones, sondern schon in gregorianischen Melodien der Tropen vorkommt bzw. gelegentlich eingestreut ist (ab folio 86 v. ff. und im Vorspann f. f. 1), wie schon Massenkeil (S. 56) aufmerksam macht. Entsprechend den Silbenlängen und Wortakzenten sowie Satzenden wird zwischen Longa, Breves und Semibreves sowohl in Einzelnoten wie in Ligaturschreibung unterschieden; als Einzelnote kommt ferner die Minima vor. In den Gattungen der Tropen (Sequenzen beim Alleluja, beim Sanctus und Agnus Dei) sowie in den Cantiones wird die rhythmisch gleichlange Singweise jeder Note des cantus planus der Gregorianik aufgegeben und nun textmetrisch-musikalisch vorgetragen. Inwieweit diese Mensurierung im gregorianischen Gesang seit dem Anfang des 15. Jhs. sich immer mehr verbreitet, ist musikgeschichtlich noch weiter zu überprüfen. Spätere, im Tridentinischen Konzil (1562) sich endgültig durchsetzende humanistische Anschauungen über das angemessene Verhältnis von Text und Musik (bzw. Wort und Ton) in der Kirchenmusik sind hier in nuce bereits angedeutet.

Der in der Einleitung von Rothe gegebene Hinweis, daß jetzt vor allem der Musikhistoriker aufgerufen sei, sich mit dieser Hohenfurther Handschrift 42 ausführlicher zu befassen, ja ihre Eigenheiten zu erkennen, ihre musikgeschichtliche Einordnung vorzunehmen und musikgeschichtliche Schlußfolgerungen zu ziehen, sollte bald in neue Studien einmünden. Die dazu erforderlichen Arbeiten sind jetzt anhand dieser Faksimileausgabe mit ihren vorangestellten Beiträgen möglich. Eine gute Anfangschance ist damit gegeben, sie zu nutzen, ist eine vornehmliche Aufgabe, vielleicht heute sogar Pflicht für die Musikwissenschaftler.

Eichstätt

Hubert Unverricht

Antonín Měšťan: Geschichte der tschechischen Literatur im 19. und 20. Jahrhundert. Mit einem einleitenden Kapitel über „Die neuere tschechische Literatur auf dem Hintergrund der älteren und im Zusammenhang mit den westeuropäischen Literaturen“ von Wilhelm Lettenbauer. (Bausteine zur Geschichte der Literatur bei den Slaven, Bd. 24.). Böhlau Verlag. Köln, Wien 1984. X, 431 S.

Das vorliegende Buch über die tschechische Literatur, das die letzten 200 Jahre beschreibt, ist unter den deutschsprachigen Darstellungen zweifellos das ausführlichste und gediegenste. Es behandelt alle drei großen literarischen Gattungen: Epik, Lyrik, Dramatik. Zwar ist Heinrich Kunstmanns „Tschechische Erzählkunst im 20. Jahrhundert“ (Köln, Wien: Böhlau Verlag 1974, VIII, 466 S.) in der Detaildarstellung genauer und ausführlicher, doch behandelt sein Opus nur Roman, Novelle und Erzählung zwischen 1918 und 1972. So gesehen ergänzen sich die beiden deutschsprachigen Werke über die tschechische Literatur. Im Jahre 1970 war noch die kompilierte und populärwissenschaftliche „Tschechische Literaturgeschichte“ des Josef Mühlberger (München: Ackermann-Gemeinde 1970, 210 S.) erschienen. Zuvor war der deutsche, der tschechischen Sprache unkundige Leser angewiesen auf Arne Nováks „Die tschechische Literatur“, erschienen im „Handbuch der Literaturwissenschaft. Literaturen der slavischen Völker“, Bd. 24, Potsdam 1931, 114 S., VI Tafeln, bzw. auf die noch über fast ein Vierteljahrhundert ältere „Geschichte der tschechischen Literatur“ von Jan Jakubec und Arne Novák, Leipzig 1907 (2. Aufl. 1913).

Nebst seiner Absicht, eine bis in die Gegenwart reichende Darstellung der tschechischen Literatur vorzulegen, hat Antonín Měšťan auch die tschechisch-deutschen literarischen Beziehungen im 19. und 20. Jh. gestreift, die sicher noch einer eingehenden wissenschaftlichen Bearbeitung bedürfen.

Dem Werk vorangestellt ist ein aus 37 Seiten bestehender Überblick über die gesamte tschechische Literatur aus der Feder des früheren Freiburger Slavisten Wilhelm Lettenbauer († 1984), woraufhin M. seine Darstellung, in zehn Kapitel aufgliedert, anschließt. Den Abschluß bilden ein sehr kurzes Resümee, die notwendigen Register und Verzeichnisse tschechischer Periodika, literarischer und anderer Organisationen. Das erste Kapitel „Vom Klassizismus zur Vorromantik“ (1780—1830) macht deutlich, daß diese Zeit keine literarisch bedeutsamen tschechischen Werke in Böhmen hervorgebracht hat. Vielmehr ist sie ausgefüllt von wissenschaftlichen und in deutscher Sprache abgefaßten Werken über die tschechische Sprache. Dagegen kann die folgende Epoche der Romantik (1830—1860) mit bedeutenden literarischen Schöpfungen bereits aufwarten, zu denen K. H. Mácha's „Máj“ (1836, dt. 1937 in 4. Aufl.) ebenso gehört wie Božena Němcová's „Babička“ (Die Großmutter, 1855, dt. 1924 in 2. Aufl.). Starke Impulse gingen schließlich ab 1858 vom Almanach „Máj“ und den Zeitschriften „Ruch“ (ab 1868) und „Lumír“ (ab 1873) aus. Im 5. Kapitel behandelt der Vf. die Wesenszüge tschechischer naturalistischer und realistischer Prosa, im 6. die der Neoromantik und die der „Anarchobohème“ (1890—1914). Im 7. Kapitel beschreibt er die zwanziger und dreißiger Jahre, im 8. die existenzialistische Literatur (1939—1949), im 9. „die dunkle Zeit“ der fünfziger und den literarischen Aufbruch in den sechziger Jahren, im letzten Kapitel die siebziger Jahre unseres Jahrhunderts in Böhmen/Mähren und die tschechische Literatur im Exil. Hier wird deutlich, wie sich die tschechischen Literaten unter schwierigen Bedingungen ihren Weg bahnen: über 120 Autoren sind in der ČSSR vom Publikationsverbot betroffen, ihre früheren Werke dürfen nicht verkauft bzw. verliehen werden.

Der Vf., ein gebürtiger Prager, hat sein Buch in seiner tschechischen Muttersprache abgefaßt und Peter Drews hat es ins Deutsche übertragen. Die wenigen Versehen (meist sind es Druckfehler) fallen nicht ins Gewicht und können den Wert dieser Publikation nicht schmälern. Des öfteren zitiert der Vf. tschechische Dichter und Schriftsteller, die „an der Karls-Universität“ (S. 83, 99) oder an der „Philosophischen Fakultät der Universität Prag“ (S. 276) stu-

dierten. Diese Formulierung bedarf einer Präzisierung.¹ Bei den tschechischen Werktiteln (eine deutsche Übersetzung ist überall beigelegt) sowie bei der Schreibung tschechischer Namen fällt angenehm auf, daß sie überall richtig geschrieben sind und daher keinen Anlaß zu Beanstandungen geben, wie überhaupt das gesamte Werk mit Sorgfalt und großer Sachkenntnis erarbeitet wurde. Man kann daher von einer Fundgrube des Wissens über die tschechische Literatur der letzten 200 Jahre sprechen.

Münster i. W.

Hubert Rösel

1) Am 7. April 1348 hat durch ein Dekret der Böhmenkönig Karl I. (als deutscher König Karl IV. ab 11. 7. 1346 und römischer Kaiser ab 1355) in Prag ein Studium generale (im heutigen Sinne eine Universität, die erste nördlich der Alpen) gegründet, das durch ein Gesetz Kaiser Ferdinands III. am 23. 2. 1654 die Bezeichnung Universitas Carolo-Ferdinanda erhielt. Diese bestand bis zum 11. April 1881, als sie in zwei gleichberechtigte selbständige Universitäten (d. h. eine deutsche und eine tschechische) geteilt wurde. Die Deutsche Karl-Ferdinands-Universität bestand in ihrer Bezeichnung bis 1920. Seitdem hieß sie Deutsche Universität Prag (Universitas Pragensis Germanica). Im Jahre 1939, in den Verband der Reichsuniversitäten eingegliedert, hieß sie bis Kriegsende Deutsche Karls-Universität Prag. Die Tschechische Karl-Ferdinands-Universität wurde nach der Errichtung der ČSR (28. Oktober 1918) in Karls-Universität (Karlova universita) umbenannt. Als solche bestand sie bis zur Schließung im November 1939. Die Deutsche Karls-Universität wurde durch ein Dekret des Staatspräsidenten Beneš vom Mai 1945 rückwirkend, mit Datum vom 17. November 1939, geschlossen. Wenn also Mácha oder Havlíček in Prag die Universität besuchten, dann war es noch die alte Carolo-Ferdinanda, dagegen hat F. Konrád die Philosophische Fakultät der tschechischen Karls-Universität besucht, ebenso wie der Lyriker J. Hanzlík.

Dokumente zur Autonomiepolitik der Slowakischen Volkspartei Hlinkas. Unter Mitarbeit von Gerhard Ames hrsg. und eingeleitet von Jörg K. Hoensch. (Veröff. des Collegium Carolinum, Bd. 44.) R. Oldenbourg Verlag, München, Wien 1984. 277 S.

Die Spannungen zwischen den beiden Gliedern des tschechoslowakischen Staatsvolks in der Ersten Republik hatten mehrere Ursachen: die Dominanz der Tschechen in dem nach ihren Vorstellungen zustande gekommenen und eingerichteten Nationalstaat; das soziale und ökonomische Gefälle von den böhmischen Ländern hin zur Slowakei; die Weigerung der Tschechen, die Slowaken — als politisch noch nicht entwickelt genug — an der Staatsführung verhältnismäßig zu beteiligen; die von der Empfindung der Unterlegenheit gespeiste Angst im kirchlich noch gebundenen Bauernvolk der Slowaken, durch die Tschechen einem modernisierenden Säkularisierungsprozeß ausgesetzt und dadurch sich selbst entfremdet zu werden. Die Bemühungen der stärksten slowakischen Potenz der Zwischenkriegszeit, der unter der Führung Andrej Hlinkas stehenden Volkspartei, eine angemessene Berücksichtigung slowakischer Interessen und Ansprüche im Gesamtstaat durchzusetzen, werden in der hier anzuzeigenden Sammlung von ins Deutsche übersetzten Quellentexten dokumentiert.

In der Einleitung (S. 13—70) beschreibt der Herausgeber kenntnisreich und zuverlässig die für sein Vorhaben wesentlichen Einzelheiten aus der slowakischen Geschichte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, vor allem aber während der